



GOLDMANN

Leseprobe

Axel Hacke

Das Kolumnistische Manifest

Das Beste aus 1001
Kolumnen

»ein Buch für alle Jahreszeiten und Stimmungen, das viele Antworten auf die drängenden Fragen unserer zerrissenen, postmodernen Existenz findet.«
Kulturbuchtipps.de

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 624

Erscheinungstermin: 17. Oktober 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Axel Hacke

Das
kolumnistische
Manifest

Das Beste
aus 1001 Kolumnen

Zeichnungen
von Dirk Schmidt

GOLDMANN

Für Ursula

INHALT

- 15 DAS KOLUMNISTISCHE MANIFEST**
- 30 Die manifesten Kolumnen
- 31 Noch was, bevor es losgeht
- 33 ABER WIE FANGEN WIR JETZT EIGENTLICH WIRKLICH AN?**
- 34 Die Raumfliegerin
- 36 Das UFO-Kid
- 38 War der Urknall eine gute Idee?
- 40 Vom Siedeln und Besiedeltwerden
- 45 UND WIE MACHEN WIR JETZT WEITER?**
- 46 Der Messias-Beschleuniger
- 48 Die Brücke am Spei
- 51 Naturkraft, Hacke-Kraft
- 55 JETZT MAL WAS GANZ ANDERES: TOP TWENTY, DIE ERSTEN ZEHN**
- 56 Eine plötzliche Erkrakung
- 58 Sie sind ja soooo wichtig!
- 61 Bügäl!
- 64 Wein oder Nichtwein
- 67 Der Feuertopf
- 69 Die Christbaumkugel
- 72 Mein Leben bringt mich um
- 75 Vorhangstangen sind eigentlich doch schön
- 77 Schill und Schiller
- 80 Wurst

- 85 WENN WIR GERADE DABEI SIND: NOCH DREIMAL IN DEN KINDERGARTEN**
- 86 Baggerkäfer
- 89 Watte hatte ich da
- 91 Jesus Beuys
- 97 NUN EINE KLEINE PAUSE: DREI KOLUMNEN ÜBER DIE STILLE**
- 98 Wiehernde Autos, hörende Hemden
- 100 Wie man Eier hart schreit
- 102 Brüllwelt
- 107 ÜBER LESERINNEN, LESER UND NICHTLESER**
- 109 Die Fötengruppe
- 114 Der Krake Mario
- 118 Malcolm, you sexy thing
- 120 Gold, Weiber und Möhren
- 123 Verdis Pappkarton
- 127 Wenn man im *Roten Ochsen* isst
- 130 Vollbart Mittwoch
- 132 Vitello Tornado
- 135 A Walter Scheel of Pale
- 138 Die Brechtstange
- 141 Die Autoschlüssel
- 144 Das Reich der verlorenen Dinge
- 149 mejHi let pHile mer benobi neremkHure – oder:
Wie man Schweine verberstet
- 152 Sytytysjärjestelmä
- 154 Meine Meinung über Wolfsburg
- 159 EINIGE KOLUMNEN ÜBER TIERE**
- 160 Erster Tierversuch: Der Pinguin
- 162 Kleine Abschweifung: Und wo sind die Pinguine?
- 165 Zweiter Tierversuch: Die Giraffe
- 168 Kleine Abschweifung: Das Giraffen-Syndrom
- 170 Dritter Tierversuch: Der Flamingo
- 173 Kleine Abschweifung: Das ertrunkene Rhinoceros
- 176 Vierter Tierversuch: Das Krokodil

- 181 ÜBER DAS ESSEN UND GEGESSENWERDEN**
182 Schlechte Nachrichten für Vegetarier
184 Ich esse meine Freunde doch
189 ABER DAS IST NATÜRLICH NOCH NICHT ALLES ÜBER TIERE
190 Bemerkungen über das Eincremen von Rattenpenissen
192 Über das Sittichgähnen und anderes
194 Opa liegt auf dem Plattenteller
197 Auf der Mauer, auf der Lauer ...
**201 JETZT ABER NOCH MAL ZURÜCK ZU DEN ANFÄNGEN:
DER KLEINE ERZIEHUNGSBERATER**
203 Holmsen
205 Gute Nacht
206 Nervensache
207 Am Familientisch
209 Ursuppe aus Legosteinen
210 Bittere Semmeln
**215 WENN WIR GERADE BEIM THEMA »ERZIEHUNG« SIND:
ZWEI KOLUMNEN ÜBER DIE MÜDIGKEIT**
216 Das Müdometer
218 Hypnokratie
221 Kleine Bilanz des Erziehungsthemas:
Das Leben ist ein Kreis
223 Kleine Variation des Erziehungsthemas:
Fairdammt noch mal!
**227 ZWISCHENDURCH MAL WAS GANZ ANDERES: EINE GESCHICHTE ÜBER
RUHM UND ANONYMITÄT**
228 Die Jubeldusche
233 ZEHN LIEBLINGSKOLUMNEN
234 Eins: Ich kotz' gleich
237 Zwei: Tallinn
240 Drei: Holla hia hia holla di holla di ho
243 Vier: Skulptural, skulpturesk, skulpturös
245 Fünf: Im Matratzenmarkt

- 248 Sechs: Der Eingeweidefisch
- 250 Sieben: Facebook und die Schweine
- 253 Acht: Über Comics
- 254 Neun: Die große Rabenfrage
- 257 Zehn: Eine Elster mit Sodbrennen
- 261 **WENN WIR GERADE MAL WIEDER DABEI SIND ...**
- 262 Tiere, die sich auf den Weg machten 1:
Waschbärenliebe
- 264 Tiere, die sich auf den Weg machten 2:
Die Wanderkatze
- 269 **VOM GLÜCK (UND VOM PECH)**
- 270 Ekelschleim
- 272 Das Glück ist ein Regenschirm
- 275 Die Glücksformel
- 277 Wie man für sein eigenes Glück sorgt
- 279 Von Glücks- und Pechkeksen
- 281 Das Pechtropfenexperiment
- 287 **NOCH MAL ZURÜCK ZU DEN ANFÄNGEN: HACKES GRUNDKURSE**
- 288 Skifliegen
- 290 Tanzen
- 293 Ein Haus bauen
- 297 **WENN WIR SCHON MAL BEI DEN GRUNDKURSEN SIND:
ÜBER DAS SPRECHENLERNEN**
- 298 Naum
- 300 Ssseiße
- 302 Halixen
- 304 Sie nannte ihn Papper
- 307 Prima war aber auch das Lesenlernen mit Luis:
Ein schönes Gevül
- 309 Am schönsten aber ist das Schreibenlernen:
Dada lebt
- 313 Und schwer ist das Schreibenverstehenlernen:
Warum schreibst du nicht dieses Buch hier?

- 317 ÜBER DAS SCHREIBEN GIBT ES HIER NATÜRLICH NOCH EINIGES ZU SAGEN. MELANCHOLISCHE GESCHICHTEN AUS DEM BÜRO**
- 318 Über Schönmalven und Nichtsoschönmalven
- 320 Der neue Bademantel
- 323 Lob der Mansarde
- 325 Uaf dme Blakon ...
- 327 ... und auf dem Balkon
- 333 WENN WIR GERADE IM BÜRO SIND ...**
- 334 Fukushima 1
- 336 Fukushima 2
- 341 ZURÜCK ZU DEN TIEREN: VOM ANGELN. UND VON DEN FISCHEN.**
- 342 Fische, die es nicht geschafft haben
- 344 Und ein Fisch, der es doch geschafft zu haben schien, am Ende aber auch nicht
- 349 WIR BLEIBEN NOCH FÜR EINEN MOMENT IM WASSER. UND BEI DEN TIEREN. DEN ESSBAREN TIEREN.**
- 350 Du krillst es doch auch
- 352 Schweine mit Begleitung
- 357 ZU EINIGEN MENSCHEN DA DRAUSSEN IN DER GROSSEN WEITEN WELT**
- 358 Don Gorske
- 360 Mick Wilary
- 363 Steve Feltham
- 367 EINBRÜCHE UND ANDERE KLEINIGKEITEN**
- 368 Obsttag
- 369 Sue Warren
- 372 Knackort
- 374 Erstes Apropos: Das Fernsehen und die gelben Großmütter
- 376 Zweites Apropos: Tod auf dem Buchmarkt
- 379 Drittes Apropos: Der Buchmarkt und wie man Europa retten könnte
- 382 Viertes Apropos: Der Online-Handel und die Innenstädte

- 387 ES WIRD ZEIT FÜR EINEN ALTEN FREUND:
DAS BOSCHSTE AUS ALLER WELT**
- 388 Ein Kühlschrank hat Angst
- 391 Ist Bosch ein Mann?
- 394 El Condor Pasa
- 396 Apocolocyntosis
- 399 Der Coolschrank
- 401 Als ich meinen Kühlschrank küsste
- 404 Fieber
- 406 Am Nullpunkt
- 409 Kleine Abschweifung: Reading in a box
- 413 NUN SETZEN WIR UNS WIEDER IN BEWEGUNG: VOM BAHNFAHREN**
- 415 Am Ausbildungstag
- 417 Der Übergangsreisende
- 420 Entspannt Euch!
- 423 Im Schlafwagen
- 427 TOP TWENTY, DIE ZWEITEN ZEHN**
- 428 Verspannt in alle Ewigkeit
- 430 Wegschmeißer und Behälter
- 432 Weitermachen!
- 435 Wie fragt man eine Mailbox ab?
- 438 Falsche Schlangen
- 440 Ein schimmelblauer Gorgonzola GTI
- 442 Orlando, der Vielfache
- 445 Reist Herr Hacke in den Süden
- 447 Kleine Abschweifung: Über das Baumeln der Seele –
eine Klarstellung
- 449 Doktor Leibtrost
- 452 Achtung! Huch! Buch!
- 455 Und eine Zugabe: Entscheidungsschwach, ach!
- 459 AUS DEM CAFÉ, DER SAUNA, DEM KELLER UND VON ANDEREN ORTEN:
KOLUMNEN ÜBER DAS NICHTGESCHEHEN**
- 460 Menschen im Café

- 462 Menschen in Kellern
 465 Menschen im Hotel
 467 Menschen in der Sauna
 469 Menschen vor meinem Haus
 472 Und drei Thesen über Schubladen
 474 Kleine Abschweifung: Lob der Unordnung
 479 **AUS DEM ALBUM MEINES LEBENS: NOCH EINIGE LIEBLINGSKOLUMNEN**
 480 Wie darf ich es dir machen?
 482 Im Dosenpalast
 484 siuL dnu eid neilA-kcohcs-epmaL
 487 Als ich auf dem Balkon wohnte
 489 Von Wörtern und Menschen
 492 Das Eintreffen Herrn Kurts
 494 Der Herr Kurt
 497 Der Aldiwagen
 499 Wie man glücklich wird
 503 **ZU EINIGEN POLITISCHEN FRAGEN**
 504 Edmund Stoiber 1
 506 Edmund Stoiber 2
 509 Wladimir und die Langschläfer
 511 Hund und Macht
 515 Malaga
 517 Wer nicht wählen will, muss fühlen
 520 The Choice of Germany
 522 Über das Seehofern
 525 Deutschland kostet Eintritt
 527 Das Dobrindt-Prinzip
 530 Die Problematik
 532 Großprojekte
 534 Die Teeküchen-These
 537 Was Couscous mit Küssen zu tun hat
 541 **VIER KOLUMNEN ÜBER EUROPA**
 542 Skond l-opinjoni tieghi ta 'l-orkestra

- 544 Es lebe das schwule Europa
- 546 Was ist ein Abtropfgewicht?
- 549 Buntbarschonauten
- 553 ZUR VERTEIDIGUNG DER GEHEIMDIENSTE**
- 554 Eins: Das Nationalarchiv des Alltags
- 556 Zwei: Von Brunstdetektoren und dem Handbuch der
Darmreinigung
- 558 Drei: Grottenolme ohne Grotte
- 563 DER JAHRESLAUF IN DER KOLUMNE**
- 564 Frühling: Kotlotto
- 566 Sommer: Mückengestöber
- 568 Herbst: Drachenwut
- 570 Winter: Liftfahren in Colorado
- 574 Kleine Abschweifung: Liftfahren in Österreich
- 579 NOCH EINMAL ZURÜCK ZU EINEM WICHTIGEN THEMA:
SCHLAFFE TIERE, SCHLIMME TIERE**
- 580 Warmduschergrizzlys
- 582 Mehr über Mücken
- 584 Die Merkel-Zellen
- 586 Von der Quallenherrschaft
- 589 Deutschland ist Wolfsland 1
- 591 Deutschland ist Wolfsland 2
- 595 BEMERKUNGEN ÜBER ÄRSCHÉ**
- 596 Die Unverwechselbarkeit des menschlichen Hinterns
- 598 Hamuketsu
- 600 Saddams Hintern
- 605 DREI VORSTELLUNGEN VON DER ZUKUNFT, DEM WELTUNTERGANG
UND DER ZEIT DANACH**
- 606 2113
- 608 Runterdimmen
- 610 Bolon Yokte' K'uh
- 612 Der Stellvertreter des Nichts auf Erden
- 615 Dank

DAS KOLUMNISTISCHE MANIFEST



Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kolumnismus. Nun ist es aber folgendermaßen: Den Kolumnismus kennen alle. In jeder Zeitung, jedem illustrierten Blatt und auf jeder Internetseite schreiben Kolumnisten; manche befassen sich mit der politischen Lage, andere mit dem Wirtschaftsleben, wieder andere mit dem guten Essen oder mit ihrer eigenen Lustigkeit.

Das Gespenst aber kennen nur die Kolumnisten selbst.

Mir zum Beispiel ist es wirklich gut vertraut. Es erscheint hier seit Jahrzehnten nicht nur nachts, sondern am helllichten Tag, nicht nur, wenn ich in meinem Büro sitze, sondern auch, wenn ich im Zug fahre, in einem Hotel übernachte oder irgendwo auf unserem Kontinent Ferien zu machen versuche, Ferien, die nun seit eh und je unterbrochen werden von dem Tag, an dem ich meine Kolumne zu schreiben habe.

Mal sitzt das Gespenst mir im Nacken, mal tanzt es mir auf der Nase herum, dann wieder flüstert es in mein Ohr: »Hast Du schon eine Idee ...?« Oder: »Weißt du überhaupt, wie spät es bereits ist?« Oder auch: »Findest du nicht, dass die Kolumne, die du heute Morgen geschrieben hast, ausgesprochen schwach geworden ist?« Und weiter: »Und ist nicht überhaupt in dieser Geschichte ein Fehler, ein dummer, nun aber nicht mehr zu ändernder Fehler?«

Ich habe jetzt tausendundeine Kolumne geschrieben, das ist eine schöne Zahl, die man sich gut merken kann, und in Zeiten wie diesen sind Zahlen und überhaupt Dinge, die man sich, wie gesagt, gut merken kann, extrem wichtig.

Andererseits: War es je anders? Ich meine, hat es je Zeiten gegeben, in denen sich die Leute irgendwas gemerkt haben, wenn man es ihnen nicht mit runden, großen und einprägsamen Zahlen um die Ohren gehauen hat? Na, also.

Ich schreibe Kolumnen seit den Zeiten Alarichs des Saumseligen, Wilfrieds des Haarigen oder Childerichs des Chönen, so genau weiß ich es nicht mehr, jedenfalls geht das schon seit Jahrhunderten so. Hier in meinem Archiv gibt es halb zerbröselte Schriftstücke aus dem Mittelhochdeutschen, in denen vom »kolumniman« oder »kolumnimester axel« die Rede ist, der regelmäßig etwas verfasse, das den Titel *spurucelwirc* oder *sperucilwirc* oder so ähnlich trage, das Wort ist unleserlich. Später heißt es an einer Stelle: »und es versamlet sich viel volcks zu im, also dasz er vor alles volck trat und lasz«, was bedeutet, dass ich schon vor sehr langer Zeit meine Kolumnen auch öffentlich vorgetragen habe. Auch daran habe ich keine Erinnerung mehr.

Das Einzige, was ich mir, wie gesagt, eben gut gemerkt habe, ist diese Zahl: 1001.

Das Kolumnenverfassen ist mir in den Zeitläuften zur Gewohnheit geworden, es gibt meinem Alltag Struktur und meiner Existenz Halt. Es ist schön zu wissen, dass man mittwochs etwas Bestimmtes zu tun hat, jeden Mittwoch, denn Mittwoch ist mein Kolumnentag. Das verleiht so einem Mittwoch eine ganz andere Bedeutung, als wenn er einfach nur ein Mittwoch wäre; so ragt der Mittwoch gleichsam säulenartig aus dem Daseinsmatsch heraus, komme, was da wolle. Mittwoch ist der Tag, auf den ich hinlebe. Und nach dem es eine Weile bergab geht, bis sich der

nächste Mittwoch schemenhaft am Horizont abzuzeichnen beginnt.

Ich schreibe in meinem Leben jetzt schon länger Kolumnen, als ich nicht Kolumnen geschrieben habe. Ich habe mich sozusagen selbst überholt, was mir sehr wichtig ist. Jeder sollte sich mindestens einmal im Leben selbst überholen, es ist ein tolles Gefühl, sich aus dem Seitenfenster zuzuwinken, zuzuschauen, wie man zurückbleibt, und dann mit Höchstgeschwindigkeit abzurauschen.

Übrigens finde ich die Zahl 1001 schöner als die 1000. Was ist schon dran an einer 1, hinter der drei Nullen marschieren, das ist im Leben doch immer das Gleiche, einer geht voran, und die Nullen marschieren hinterher?!

Mir erschien das Gespenst zum ersten Mal, als ich gerade begonnen hatte, an einer täglichen Kolumne auf Seite eins der Zeitung, für die ich damals schrieb, mitzuarbeiten. Meine Aufgabe war, 63 leicht hingeworfene, mit überraschenden historischen Assoziationen versehene, intellektuell tiefgehend begründete und dennoch umwerfend komische Zeilen über die Tatsache zu schreiben, dass es in München im Mai schneite – eine Aufgabe, mit der verglichen mir die, auf einer Glatze Locken zu drehen, leicht lösbar erschienen wäre.

Ich begann um zwölf. Um 16.30 Uhr musste ich fertig sein.

Um 16 Uhr hatte ich zehn Zeilen geschrieben.

Da stand das Gespenst vor mir. »Weißt du eigentlich, dass die Zeitung ohne diese Kolumne nicht erscheinen kann?«, flüsterte es. »Könnte sein, dass sie dich gleich wieder rauswerfen, wenn du nicht soforrrrt ...«

Ich rannte auf den Flur, wo ich dem Kollegen Meyer begegnete, der das Gespenst bereits seit Jahrzehnten kannte. Er sah meine zerrauten Haare, und ich sah seine zerrauten Haare, soweit ihm in seinem fortgeschrittenen Alter noch welche verblieben waren.

Meyer hatte im Laufe seines langen Lebens eine Art Dauerzer-
raufung der Haare erlitten, das heißt, seine Frisur war immer zer-
rauft, ob er nun die tägliche Kolumne gerade zu schreiben hatte
oder nicht.

Er riet mir, mit dem Paternoster einmal die große Runde zu fah-
ren, nicht auszustiegen oben, nicht auszustiegen unten, sondern
mein vor Angst zitterndes Jungkolumnistenfleisch durch das
Zahnradgetriebe des Umlaufaufzuges fest massieren zu lassen.

Das werde das Gespenst vertreiben, prophezeite er.

Gespenster hassen nämlich Zahnräder.

Ich tat, wie mir von Meyer geheißsen. Es half. Ich machte die Ko-
lumne in zwanzig Minuten fertig und überreichte sie dem Chef,
und der Chef sah an, was ich geschaffen hatte, und fand, dass es
gut war.

Seit dieser Geschichte habe ich immer ein paar kleine Zahnräder
in der Hosentasche. Naht das Gespenst, klimpere ich leise mit ih-
nen. Meistens hilft das schon, damit es wieder abzischt.

Die Zahl 1001 kennen wir alle natürlich aus dem Paragrafen
1001 des Bürgerlichen Gesetzbuches, in dem es um die »Klage
auf Verwendungsersatz« geht. Aber einigen von uns ist sie auch
aus *Tausendundeine Nacht* bekannt, ein Buch, das damit beginnt,
dass ein morgenländischer König namens Schahriyâr von der Un-
treue seiner Frau so erschüttert ist, dass er sie hinrichten lässt und
seinem Wesir befiehlt, ihm fortan jede Nacht eine neue Jungfrau
zuzuführen, die am folgenden Morgen ebenfalls getötet wird.

Im Morgenland haben sie es ja irgendwie mit den Jungfrauen
und dem Hinrichten, aber das soll hier jetzt keine Rolle spielen.
Scheherazade, die Tochter des Wesirs, bittet ihren Vater eines Ta-
ges, er möge sie ebenfalls zum König bringen. Was der Wesir na-
türlich ablehnt, weil er weiß, was ihr dort blüht. Doch Schehera-
zade besteht darauf und setzt sich durch (wie ja Töchter im
Allgemeinen von ihren Vätern immer bekommen, was sie wol-

len). Sie wisse, sagt sie zum Vater, wie sie das Morden beenden könne – und weiß es auch tatsächlich: Jede Nacht erzählt sie nämlich dem König eine Geschichte von Ali Baba, Harun ar-Raschid oder Sindbad, dem Seefahrer, deren Schluss sie aber jedes Mal für sich behält. Das Ende, sagt sie zum König, werde sie erst in der kommenden Nacht verraten.

Der König steht also vor der Wahl, unter Verzicht auf dieses Ende weiter zu morden oder den Schluss zu hören. Er entscheidet sich für die Pointe. War ja klar.

Nach 1001 Nächten sagt Scheherazade: Nun wisse sie kein Märchen mehr. Aber da ist der König natürlich längst in Liebe zu ihr entbrannt, schwört seinen Grausamkeiten ab und heiratet sie.

Kurz müssen wir uns jetzt mit der Frage befassen, ob eigentlich der Untertitel dieses Buches *Das Beste aus 1001 Kolumnen* grammatikalisch korrekt ist. Vielen von uns ist ja das Buch *Tausendundeine Nacht* unter dem Titel *Geschichten aus tausendeiner Nacht* geläufiger: Müsste es dann nicht auch *Das Beste aus 1001 Kolumne* heißen, also Singular statt Plural? Nein, das klingt denn doch zu seltsam. Was sagt der Duden? In seiner Ausgabe von 1959 heißt es, *tausendundein* kombiniert mit dem Singular müsse immer gebeugt werden, man sagt mithin, zum Beispiel: *mit tausendundeinem Salutschuss*. Möglich sei allerdings auch die Verwendung des Plurals, dann hingegen falle die Beugung von »ein« weg (sowie bisweilen auch das »und«): *mit tausend (und)ein Salutschüssen*.

Zieht man dann noch die aktuelle Duden-Grammatik von Gallmann und anderen zurate, liest man allerdings: »Schließlich wird die Form auf -eins immer gebräuchlicher«, also zum Beispiel: »Die tausendundeins besten Tipps für Bauherren«. Anders ausgedrückt: *mit tausendundeins Salutschüssen* geht auch in diesen wurschtigen Zeiten. Wenn man den Untertitel des Buches spricht, sagt man *Das Beste aus tausendundein Kolumnen* oder *Das*

Beste aus tausendundeins Kolumnen – und hat nichts falsch gemacht.

Ich danke tausendundeinmal für die Aufmerksamkeit auch in dieser Passage! Und nun weiter im Text.

Die wichtigste Grundlage des kolumnistischen Manifests ist, dass es nicht als Manifest geschrieben wurde. Sein Inhalt wurde sozusagen von Woche zu Woche und von Jahr zu Jahr und von Kolumne zu Kolumne erst manifest. Niemals hatte der Autor vor, von der Welt etwas zu fordern oder sie zu etwas aufzufordern oder ihr etwas einzureden, wie es den meisten anderen Arten von Kolumnen und Manifesten eigen ist. Ohnehin lehnt er (der Autor) es ab, Menschen zu belehren.

Und überhaupt lag es zu keiner Zeit in seiner Absicht, irgendeine Art von Manifest vorzulegen.

Seine einzige Intention war immer bloß, von sich zu erzählen: wie er seine Kinder erzieht, oder sagen wir: zu erziehen versucht, oder sagen wir: wie er beim Versuch der Erziehung scheitert; auch wie er die Beziehung zu seiner Frau gestaltet und wie er selbst andererseits sozusagen von den Zeitläuften gestaltet wird, wie er seinen Alltag als Mann erlebt und überlebt, wie er Gewicht zu verlieren versucht, was er beim Anblick von Tieren empfindet und was überhaupt so in seinem Kopf vorgeht, wenn er die Welt betrachtet.

Wie ein Reporter von der Welt berichtet, so berichtet dieser Kolumnist von sich selbst.

Das ist nämlich die Grundlage des Kolumnismus, wie er in diesem Manifest ja nun aber doch vertreten wird: eine Art regelmäßiger Selbstbericht, dessen Grundlage absolute Verlässlichkeit ist. Hat man nämlich einmal beschlossen, dass eine Kolumne immer wieder zu einem bestimmten Zeitpunkt an einer bestimmten Stelle erscheinen soll, so muss sich der Leser darauf verlassen können, wie sich der Alpinist auf den Bergkameraden verlässt:

Ich bin für dich da, Mann, es sei denn, es reißt mich selbst in die Tiefe.

Selbst nach dem Weltuntergang sollte der Kolumnist mit zuverlässiger Genauigkeit zum geplanten Zeitpunkt seine Eindrücke von Ablauf und Gestaltung desselben schildern sowie sein eventuelles Lob des Vorgangs und seinen Einwände dagegen am vereinbarten Ort vorbringen. Wobei, wenn ich genau darüber nachdenke, er auch sagen könnte: Weltuntergang? Ist für mich kein Thema. Ich hätte da etwas anderes, auf den ersten Blick ganz Abseitiges, hören Sie mal ...

Das Wunderbare an *Tausendundeine Nacht* ist ja, nebenbei gesagt, dass es dem Leser einen Weg zeigt, wie Härte, Grausamkeit und Mordlust zu überwinden sind: durch das Erzählen nämlich oder, wie man heute sagen würde, durch Kommunikation. Der mordende König, ja, der Mörder überhaupt, ist ein einsamer Mensch, der keinen Weg gefunden hat, sich anders als durch Mord mitzuteilen, und zu dem, weil das so ist, auch niemand je einen Weg gesucht, geschweige denn gefunden hat – bis auf, in diesem Fall, Scheherazade eben, die allein durch die Kunst des beharrlichen und gekonnten Erzählens alle Mauern, die der Mann und König Schahriyâr um sich errichtet hatte, überwand.

Weshalb sich, so lehrt uns dieses Buch, die Menschlichkeit jeder Gesellschaft, ja, die Qualität jeder menschlichen Beziehung überhaupt daran misst, wie intensiv und offen darin erzählt oder miteinander kommuniziert wird.

Oder anders gesagt: Das Unglück der Welt kommt aus dem Schweigen.

Hier sind also nun aber doch einige Forderungen des kolumnistischen Manifests: Sei erstens immer pünktlich am vereinbarten Ort! Verpasse zweitens nie die Verabredung mit deinen Lesern! Und mache drittens keinen Urlaub! Viertens: Wenn du doch Ur-

laub machst, dann Sorge dafür, dass fünftens deine Kolumne in diesem Urlaub dennoch erscheint, und zwar sechstens von dir und niemand sonst verfasst. Mache aber siebtens am besten doch keinen Urlaub. (Ferien sind achtens etwas für Schwächlinge. Außerdem gibt es für einen Kolumnisten, der auf sich hält, neuntens keine Vertretung, er hält sich nämlich für unersetzlich, und was er tut, ist zehntens unvertretbar.)

Wäre es übrigens ein guter Gedanke, den Schluss einer Geschichte, wie Scheherazade es tat, immer erst mit einer gewissen Verzögerung bekannt zu geben, sagen wir: eine Woche später, in der nächsten Kolumne, im nächsten Heft?

Das ist natürlich abzulehnen, denn es hieße, diesen Schluss zu wichtig zu nehmen (was nicht zu diesen Texten passt), sich selbst als eine Art Scheherazade zu sehen (was albern wäre) und das Publikum mit dem König Schahriyâr gleichzusetzen (was man eine Unverschämtheit nennen müsste).

Was aber gesagt werden kann: Die Beziehung zwischen Kolumnist und Leser ist nicht ohne Gefühl. Man muss sich irgendwie mögen, sonst geht es nicht, und zwar wechselseitig.

Mir hat immer diese Geschichte gefallen, die ich mit meiner ersten Kolumne erlebt habe. *Der kleine Erziehungsberater* bestand aus etwa dreißig Texten über das Leben einer Familie mit drei kleinen Kindern, wobei ich anfangs keineswegs plante, dass es so viele sein sollten (also Kolumnen meine ich, nicht Kinder), ich dachte an vielleicht acht Geschichten. Doch die Sache entglitt mir insofern, als sich schon nach der ersten Kolumne jene Leser meldeten, von denen ich glaubte, ich würde ihnen von einem ganz speziellen, zum Erziehen ihres Nachwuchses besonders unbegabten Elternpaar und seinem ungewöhnlichen und unvergleichlich anstrengenden Alltag zu erzählen. Die Leserpost hatte immer wieder im Wesentlichen diesen Satz zum Inhalt: Das ist ja wie bei uns, also ist es bei uns gar nicht so ungewöhnlich und

unvergleichlich anstrengend, wie wir dachten. Und ich dachte: Wenn es bei anderen Leuten so ist wie bei uns, dann ist es bei uns ja gar nicht so schlimm, wie ich dachte.

So trösteten, ja: therapierten sich Leser und Autor gewissermaßen gegenseitig.

Das Gespenst sagt: »Warte nur, es wird der Tag kommen, an dem dir plötzlich nichts mehr einfällt, der Bildschirm leer bleibt und deine Kinder vergebens nach Essen rufen.«

Ich meinerseits jedoch sage dem Gespenst: »Weißt du, die Sache macht mir einfach Spaß! Manchmal jedenfalls. Wenn nur du nicht wärest ...«

Meine Arbeit besteht nämlich, grundsätzlich betrachtet (und warum sollte man die Sache nicht einmal und an dieser Stelle, und weil es sich ja um ein Manifest handelt, grundsätzlich betrachten?), darin, aus dem Schweren etwas Leichtes zu machen. Das heißt, ich knöpfe mir die Lasten des Lebens vor und versuche, sie mit Hilfe sprachlicher Bearbeitung zum Schweben zu bringen, verstehen Sie? Ich möchte, wenn ich einen Arbeitstag hinter mir habe, das Leben leichter empfinden als zu Beginn dieses Tages, und wenn es dem Leser genauso geht, soll es mir recht sein.

Als Kind hatte ich einen immer wiederkehrenden Traum: Ich stand auf einem freien Feld, einer Straße oder in einem Garten und fühlte mich so schwer, wie ich mich als Kind oft schwer gefühlt habe. Aber aus irgendeinem Grund, einem inneren Antrieb folgend, begann ich in diesem Traum plötzlich, mit den Armen zu rudern, wie ein Vogel mit den Flügeln schlägt, und es geschah, was nicht zu erwarten, aber doch diffus zu erhoffen gewesen war: Ich erhob mich tatsächlich in die Lüfte, ich flog hoch und weit, und das war nicht einmal besonders anstrengend, es geschah einfach nur durch diese Armbewegung, immer wieder von der Angst vor dem Abstürzen begleitet, der ich jedoch durch neue Armbe-

wegungen begegnete, die mich leicht in der Luft und über der Welt hielten. Alles geschah nach meinem Willen, ich konnte fliegen, solange und wohin ich wollte, und mein Gefühl dabei war nicht das einer jubelnden Euphorie, sondern eher das eines nicht aufgehenden Staunens über ungeahnte Möglichkeiten.

Jeder, der sich mit dem Schreiben beschäftigt, weiß, dass es sich dabei um ein täglich zu erlebendes Abenteuer handelt. Denn es kann passieren, dass man auf dem Weg zu seinem Ziel abrutscht, stürzt, liegen bleibt und abends irgendwie resigniert und jedenfalls schlechteren Mutes heimkehrt, als man morgens aufbrach. Wenn man nicht überhaupt schon in der nächsten Kneipe hängen bleibt, dem Wirt etwas vorweint und einige Gläser Bier mit seinen Tränen salzt.

Aber wenn man Glück hat und fleißig ist, dann ist es anders, und man schwebt nach Hause zu den Seinen.

Hier sind deshalb die nächsten Proklamationen des kolumnistischen Manifests: Langweile elftens deine Leser nicht, öde sie zwölftens nicht an und schläfer sie dreizehtens nicht ein.

Beispielsweise habe ich eine Weile lang eine Kolumne namens *Der Abnehmer* geschrieben, Geschichten über einen Mann, der unbedingt an Gewicht verlieren will. Man hatte mich, in bester Absicht, zu diesen Geschichten überredet, doch, ehrlich: Schnell war mir damit langweilig. Es ödete mich an. Der hier behandelte Lebensausschnitt war mir zu klein, und das Abnehmen war nicht wirklich mein Thema und mein Problem. Ich war, kurz gesagt, beim Schreiben nicht bei mir selbst.

Hier ist, was *Das Kolumnistische Manifest* dazu sagt: Wenn du deine Leser nicht langweilen und anöden und nicht dafür sorgen willst, dass sie bei der Lektüre einschlafen, dann musst du sehr streng darauf achten, dass du selbst bei der Arbeit dich nicht langweilst, anödest und du auch nie dabei einschläfst.

Denn Schreiben ist nichts als purer Egoismus, und gerade weil es purer Egoismus ist, haben auch andere etwas davon.

Noch ein Wort zum Thema »Routine«.

Es gibt nichts Schlimmeres als einen routinierten Kolumnisten. Wenn du das Gefühl hast, routiniert eine Geschichte heruntergeschrieben zu haben, zerschlage alles Porzellan in deinem Büro, werfe deinen Laptop gegen die Wand und fang noch mal von vorne an. Routine ist das Letzte, sie ist nicht die Vorstufe des Endes, sie ist das Ende selbst.

Routine ist der Tod!

Na ja, das war natürlich Blödsinn jetzt, außerdem hasse ich dieses Martialische. Ich dachte nur einen Moment lang, in einem ordentlichen Manifest könnte es nicht schaden, mal auf die Pauke zu hauen.

Unter uns gesagt: Routine kann manchmal sehr nützlich sein.

Aber lass sie dir vierzehntens wenigstens nicht anmerken.

Übrigens möchte ich nicht, dass dieses erwähnte Gespenst hier als etwas Lustiges, Witziges und Nichternstgemeintes empfunden wird. Wenn ich von den Ängsten spreche, die das Gespenst mir einzuflößen versucht und immer wieder auch einflößt, dann mache ich keine Scherze. Denn dieses Gespenst hängt mir ja dauernd im Nacken, es droht mir mit einer leeren Seite, mit Einfallslosigkeit, mit Unwitzigkeit, mit Wiederholung. Und wissen Sie, was das für einen Kolumnisten bedeutet? Eine leere Seite!? Ein einfallsloser, unwitziger, unorigineller Text!?

Immer wieder muss ich dieses Gespenst verscheuchen!

Ich empfinde Pflichtgefühl. Beauftragt zu sein damit, wieder und wieder und wieder und dann noch mal und bis auf unabsehbare Zeit sehr regelmäßig eine ganze Magazineinseite zu füllen, gibt mir das Gefühl, die Welt da draußen warte darauf, von mir betrachtet,

zergliedert, neu zusammengesetzt und so wiederum auf andere Art beschrieben zu werden. Und die Leute da draußen warteten auch darauf, dass ich dies täte, und die Kolumne sei also deshalb quasi eine Säule nicht nur meines, sondern auch ihres Lebens. Und selbst der schon erwähnte und eines Tages ja nun wohl wirklich unvermeidliche Weltuntergang werde leichter, ja, überhaupt nur zu ertragen sein, weil und wenn ich ihm in meiner Kolumne etwas, sagen wir, Spielerisches abgewönne.

Na klar ist das Größenwahn! Was soll es denn sonst sein!?

Immer wieder wird mir die Frage gestellt: Warum schreiben Sie überhaupt Kolumnen? Warum schreiben Sie nicht mal einen ROMAN?

Darauf habe ich eine demütige Antwort und eine Gegenfrage. Meine demütige Antwort ist: Weil ich es nicht kann! Mein Gehirn gibt das nicht her. Es funktioniert nicht wie das Gehirn eines Romanautors, es ist eher wie diese Münz-Föhn-Apparate im Schwimmbad, die sich nach einer gewissen Weile einfach abschalten – es sei denn, man wirft Geld nach, dann beginnen sie von neuem. So ist das auch bei mir: Nach drei Seiten ist nix mehr drin in meinem Kopf, es macht einfach Klack, und dann ist Schluss.

Nun meine Gegenfrage: Wenn ein Hundert-Meter-Läufer im Ziel ist, fragen Sie ihn dann auch: Warum laufen Sie nicht mal Marathon? Nein, oder? Der Sprinter ist eben ein Sprinter, und der Langstreckler ist ein Langstreckler.

Julian Reus, der beste deutsche Hundert-Meter-Läufer, hat in einem Interview mit der *Welt* gesagt: »100 Meter kann man nur schnell laufen, wenn man zu 100 Prozent fit ist. Wenn ich beispielsweise mit 95 Prozent Fitness an den Start gehe, renne ich statt 10,10 vielleicht 10,30 Sekunden. In keiner Phase des Rennens lassen sich Kräfte aufsparen. Es wird kein einziger Fehler verziehen. Wer in einem 10.000-Meter-Rennen mal einen kur-

zen Durchhänger hat, kann diese Phase folgenlos überstehen. Make ich aber über 100 Meter einen Fehler, habe ich auf internationalem und auf dem hohen nationalen Niveau, das wir momentan in Deutschland haben, keine Chance.«

So ist das.

Der Kolumnist geht extrem fokussiert an den Start, zu hundert Prozent fit. Nach dem Kaffee ist er wie eine gespannte Feder oder ein voll gedehnter Zwillengummi. Startbereit. Schussbereit. Seine Disziplin verzeiht keine Fehler, sie erlaubt keine Durchhänger. So ein kurzer Text ist ein einziges schönes Wuuuuuuschsch.

Im Idealfall.

Wenn's nicht so gut läuft, gibt es morgen oder nächste Woche eine neue Chance, das ist der Vorteil des Kurzstrecklers. Man läuft nicht jeden Tag Marathon. Man schreibt nicht jeden Tag einen neuen Roman.

Sprint zwischendurch geht aber immer.

Wobei jede einzelne Kolumne ein Sprint ist, aber 25 Jahre Kolumnenschreiben sind dann doch irgendwie ein Marathon, oder? Komischer Widerspruch, aber wer bin ich, dass ich jeden Widerspruch und jede Ungereimtheit in meinem Leben auflösen müsste?

Dieses Manifest soll jedenfalls zeigen: Auch Menschen wie ich können ihren Platz im Leben finden, Menschen, die unfähig sind zu logischem Denken, zu klarer Analyse und eindeutigen Erkenntnissen, Menschen, die nicht in der Lage sind, einen Text so aufzubauen, dass er frei ist von Gedankensprüngen. (Denn alle Kolumnen in diesem Manifest sind Belege dafür, dass der Autor keiner Idee länger als fünf Minuten folgen kann).

Zufällig lese ich übrigens, während ich dies hier schreibe (ich lese ja zwischen den Sätzen immer noch Zeitung, um mein sprunghaftes Hirn auf Trab zu halten), in der *Zeit* einen Artikel über

Friedrich Liechtenstein, der, wie sich mancher erinnern wird, »Mr. Supergeil« gewesen ist und mit sonorer Stimme und den Worten »Super Uschi, super Muschi, super Sushi, supergeil!« Werbung für Edeka machte. Es taucht die Frage auf, warum diese Supermarkt-Werbung eigentlich eingeschlagen habe wie eine Bombe. Liechtenstein antwortet: »Immer wenn das Wort ›geil‹ auftaucht, läuft es. Alle Leute, die was mit geil gemacht haben, hatten Erfolg ... Geil ist immer eine großes Hallo, da lachen die Leute.«

Hiermit melde ich Titelschutz an für die Kolumnen *Das Geilste aus meinem Leben* und *Das Geilste aus aller Welt*.

Ohne einen gewissen bescheidenen (und ja schon erwähnten) Größenwahn kann man übrigens gewisser Gespenster nicht Herr werden, sage ich und füge hinzu, dass es Tage gibt, an denen ich glaube, die ganze Welt sei nur geschaffen worden, damit ich in meinem Büro etwas zu tun habe. Genau aus diesem Grunde habe ich 2008 mit *Das Beste aus aller Welt* angefangen, eine Kolumne, die sich die ganze Welt vorknöpft, aber natürlich nur das Beste davon und nur jene Teile, die andere noch nicht so recht zur Kenntnis genommen haben, das meiste also.

Das ist aber noch längst nicht alles. Es gibt nämlich Indizien dafür, dass nicht nur ich die Schöpfung als etwas geistig und seelisch überaus Anregendes empfinde, sondern dass auch die Schöpfung ihrerseits sich mittlerweile an meiner Kolumne orientiert oder sich jedenfalls bisweilen ein paar Ideen daraus holt. (Nur um hier noch ein weiteres Mal das Thema Größenwahn aufzunehmen und zu variieren.)

Dazu folgende Geschichte: Ich schrieb eines Tages einen Text über eine geplante Vogelzählung in Deutschland, anlässlich derer die Menschen aufgerufen waren, eine Stunde lang in Gärten, Parks und anderswo die Vögel, derer sie ansichtig wurden, zu zäh-

len. Und weil ich schon mal dabei war, von Vögeln zu schreiben, erzählte ich auch die Geschichte meines Lesers F., der mir berichtet hatte, seine Frau habe der gemeinsamen Enkelin *Alle Vögel sind schon da* vorgesungen. Es habe sich herausgestellt, dass sie zeitlebens die zweite Zeile nicht mit Hoffmann von Fallerslebens Text »Welch ein Singen, Musizieren« intoniert habe, sondern mit der eigenen Variation »Welchlein singen, musizieren«. Die Welchlein seien, ihrer Auskunft zufolge, bunte Vögelein, die sängen und musizierten.

Wumbaba, oder?

Drei Wochen später erhielt ich Post vom bayerischen *Landesbund für Vogelschutz*, der mir über die Ergebnisse dieser Vogelzählung berichtete – und was fand sich auf Platz 105 der Statistik, gleich nach der Streifengans, jedoch noch vor Waldrapp und Eiderente? 1 Welchlein.

Zweifellos hatten die Schöpfungsverantwortlichen in meiner Kolumne diese Vogelart erst entdeckt, sie als interessant und schaffenswert empfunden und sofort in die Welt gesetzt: bunte, musizierende, von Leserin F. ins Leben gerufene, von mir der Bevölkerung annoncierte Vögelein.

In diese Richtung gilt es weiterzuarbeiten.

Natürlich frage ich mich die ganze Zeit, ob Scheherazade das Gespenst gekannt hat. Für den Fall, dass ihr nichts mehr einfiele, drohten ihr ja nicht nur leere Seiten, Kränkung der Berufsehre und bedrohlicher Geldmangel, sondern der Tod. Aber sie scheint doch über ein gewisses Selbstbewusstsein und beneidenswert großes Vertrauen in die eigenen erzählerischen Fähigkeiten verfügt zu haben. Wenn sie also das Gespenst gekannt haben sollte, dann hat sie es einfach beiseite geschoben und nicht weiter beachtet.

Und nun hört also, was *Das Kolumnistische Manifest* Euch zu sagen hat: Lasst die Gespenster reden und lasst sie Gespenster sein,

das ist ihre Aufgabe. Sie sollen uns erschrecken. Unsere Aufgabe jedoch ist, uns nicht erschrecken zu lassen. Wir sollen unser Ding machen im Leben, wie ich hier mein Ding mache gegen den Widerstand aller Scheißgespenster meines Lebens. Denn wir haben nichts zu verlieren als Langeweile, Ödnis und Verblödung, und wenn wir uns durch die Gespenster nicht davon abhalten lassen, unser Ding zu machen (wie ich allen Gespenstern zum Trotz mein Ding mache), dann haben wir eine Welt zu gewinnen, unsere eigene Welt nämlich. Ist jedenfalls meine Meinung.

DIE MANIFESTEN KOLUMNEN

Um noch mal auf die 1001 zurückzukommen: Diese tausendund-ein Kolumnen erschienen im *Süddeutsche Zeitung Magazin* seit 1990 nacheinander unter folgenden Titeln: *Katastrophen*, *Der kleine Erziehungsberater*, *Der Abnehmer*, *Hackes Grundkurse*, *Hackes Tierversuche*, *Als ich heute früh anfang zu denken*, *Ich hab's euch immer schon gesagt*, *Meine Memoiren*, *Das Beste aus meinem Leben* und *Das Beste aus aller Welt*. Außerdem und darüber hinaus wurden veröffentlicht: im *Bayerischen Rundfunk* jahrelang einige hundert *Geschichten wie Du und Ich*, ebenso fünf Jahre lang jeden Sonntag im Tagesspiegel die Kolumne *Und was mache ich jetzt?*, die aber in diesem Buch allesamt nicht enthalten sind, weil es sich nämlich, zählte man diese Texte mit, um mindestens 1500 Kolumnen handeln würde, und das ist eine nicht einmal annähernd so schöne Zahl wie die 1001.

Zu seiner Arbeit von 1985 bis 2000 als einer der Verfasser des *Streiflichts*, der wahrscheinlich ältesten noch erscheinenden deutschsprachigen Kolumne, in der *Süddeutschen Zeitung* hat der Autor, also ich, sich als verantwortlicher Herausgeber von *Das*

Streiflichtbuch (1994) und *Das neue Streiflichtbuch* (2000) in seinen Vorworten zu diesen Bänden geäußert.

Etliche der Kolumnen in diesem Buch standen übrigens schon mal in einem meiner Bücher, die meisten aber noch nicht.

NOCH WAS, BEVOR ES LOSGEHT

Man kann dieses Buch, wie so viele andere, von vorne nach hinten durchlesen. Dafür ist es aber eigentlich nicht geschrieben, denn seine Texte sind ja, jeder für sich, Woche für Woche erschienen, jeder hat für sich seine eigenen Bezüge im Lauf der Zeit, und weil das so ist, kann man sich in diesem Buch auch treiben lassen, man kann von hier nach dort springen, es gibt überall Verweise, man kann seine eigenen Assoziationswege finden. Man kann also bei der Lektüre so sprunghaft vorgehen wie der Autor vorgeht, wenn er denkt, und vielleicht ist das sogar das Beste.

Denken Sie im Übrigen bitte daran, dass ich 25 Jahre gebraucht habe, um all das hier zu schreiben, also: Auch Sie können sich ruhig Zeit lassen.

ABER WIE FANGEN WIR JETZT EIGENTLICH WIRKLICH AN?



Fangen wir klein an? Oder eher so mittel? Nein, wir fangen ganz groß an. So eine Kolumne ist etwas Kleines, es sind nur ein paar Zeilen, eine kurze Geschichte, die sich aber mit großen Themen beschäftigt, der Liebe, dem Tod, der Erziehung von Kindern und auch der Frage, welcher Fußballverein der beste ist. Die Kolumne macht das Große klein, oder sie entdeckt im Gegenteil vielleicht im Kleinen die Größe, auch versucht sie, dem Entlegenen Bedeutung abzugewinnen und zu erklären, warum das uns bedeutend Erscheinende in Wahrheit doch komplett entlegen ist.

Deshalb beginnen wir mit dem Größten überhaupt: dem Weltraum. Ich erinnere mich, ein paar Geschichten über den Weltraum geschrieben zu haben, hier sind einige davon.

DIE RAUMFLIEGERIN

Die Piratenüberfälle in letzter Zeit haben mich an einen Brief von Leserin B. aus Flensburg erinnert. B. segelt viel mit ihrem Mann, oft sind Familien von Freunden dabei, einmal auch die fünfjährige Chiara, die beim gemeinsamen Singen folgendermaßen in den Text eines Seeräuber-Songs einstimmte:

»Alle, die mit uns auf Körperfahrt fahren,
müssen Männer mit Bärten sein.«

Natürlich hat das Missverständnis entscheidend damit zu tun, dass sich keine Fünfjährige vorstellen kann, was eine Kaperfahrt ist. Wer weiß das schon noch? Den modernen Kaperfahrern fehlt ja alles, was (wie wir in unserer Kindheit lernten) zu einem anständigen Piraten gehört. Weder heißen sie Jan, Klaas, Hein oder Pit, noch tragen sie Bärte, Augenklappen oder Holzbeine – das ist alles sehr enttäuschend. Auch hat meiner Auffassung nach ein Pirat sich mit Goldschätzen zu beschäftigen, nicht mit Öltankern oder Weizendampfern. Wo möchte er denn diese vergraben, um für spätere Generationen eine Schatzkarte anzufertigen? Das hat alles nicht das Niveau von früher.

Doch das Wort »Körperfahrt« sollten wir uns merken. Frau B. schreibt mir, sie habe sich »bärtige Seemänner mit ziemlich ansehnlichen Körpern« vorgestellt. Aber müssen wir nicht, da wir von der Phantasie eines unschuldigen Kindes ausgehen, den Begriff weiter fassen, vielleicht auch gelöst vom Liedtext, ja, über diesen hinausweisend? Man hat das Leben schon immer als Seelenreise verstanden, aber hier wird uns durch die plötzlich-schiere Existenz des Begriffs vor Augen geführt, dass es auch eine Körperfahrt ist.

Einen ähnlichen Banalisierungsprozess wie der Piratenberuf hat die Tätigkeit des Astronauten durchlaufen. Kaum hatten wir kürzlich erfahren, dass die NASA in der Raumstation ISS eine

Anlage installieren möchte, mit deren Hilfe sich aus Astronauten-Urin Trinkwasser gewinnen lässt, da hieß es, die Raumfaherin Heide Stefanyshyn-Piper habe (im Urinrausch?) bei Außenarbeiten eine Tasche verloren, die unter anderem eine Fettpresse enthielt. Bitte, wir reden hier vom Beruf des Mondfliegers, vielleicht das Größte, was ein Mensch auf seiner Körperfahrt erreichen kann – und nun werden am unendlichen Himmelszelt Schmier-nippel mit Fettpressen geölt?! War es das, was wir wollten, als wir Armstrong und Aldrin zum Mond schickten? Dass fremde Intelligenzen als erste Botschaft der Erde eine ins All entschwabte Mehrzweckhebel-fettpresse in ihren schleimigen grünen Händen halten? Was werden diese Wesen von uns denken? Wofür werden sie das Gerät halten? Für eine Waffe? Eine Erdlings-Pistole? Kann man sich das schmatzende Lachen vorstellen, mit dem sie auf den Fettpressenhebel drücken, so dass dem Gerät in blödester Weise Schmierfett entquillt – und wie sie dann grölend und mit einem einzigen Feuerstoß aus dem Superionenkontaminator uns alle zu Staub machen?

Leserin S. schrieb, sie habe im Alter von sechs Jahren mit anderen Kindern im Garten eines Kinderheimes gegessen. Man habe darüber gesprochen, was die jeweiligen Eltern von Beruf seien. Ein Junge habe berichtet, seine Mutter sei Raumfliegerin. S. schreibt: »Oh, ich war voller Bewunderung. Eine Mutter zu haben, die Raumfliegerin war! Wie ich diesen kleinen Jungen beneidete. Aber gleichzeitig wunderte ich mich darüber, dass dieser Junge in einem städtischen Kinderheim war. Seine Mutter war doch Raumfliegerin! Ich erklärte es mir damit, dass seine Mutter wohl zurzeit im Raum fliegt und deshalb keine Zeit für ihren Jungen hatte. Es vergingen Tage der Bewunderung und des Neides, bis mich ein Betreuer aufklärte, dass es sich bei der Raumpflegerin um eine Putzfrau handelte.«

Dachte nicht vielleicht auch der Junge selbst, seine Mutter sei Raumfliegerin und blicke stolz aus dem All auf ihn herunter, wie

er seinen Alltag im Kinderheim meistere (bevor sie mit ihrer Fettpresse weiter den Weltraum pflegte)? · DAS BESTE AUS ALLER WELT 2008

Als dieser Text erschien, gab es vor der Küste Somalias mehr als sechzig Überfälle von Piraten, darauf bezieht sich die Bemerkung zu Beginn der Geschichte. Und, wie man sieht, ist dies schon mal eine der vielen Kolumnen, die ohne Mitarbeit von Lesern nicht möglich gewesen wären, siehe dazu das Kapitel *Über Leserinnen, Leser und Nichtleser* auf Seite 107.

Die nächste Geschichte stammt aus *Der kleine Erziehungsberater*, und obwohl in ihr nur zwei der Hauptfiguren dieser Kolumne vorkommen, sollte man gleich mal alle erklären: Neben dem Erziehungsberater sind das eben der Max, der fünf Jahre alt ist, Anne, die ältere Schwester (sechs Jahre alt), und Marie, die mit zwei Jahren jüngere Schwester. Und natürlich Antje, deren Mutter, die vom Erziehungsberater, nun ja, eben beraten wird. Wir kommen später noch ausführlich auf sie alle zurück, jetzt ist aber erst mal der Max dran.



DAS UFO-KID

Manchmal ist die Welt dem Erziehungsberater so fremd, und er versteht seine Kinder nicht.

Durch einen Türspalt späht er abends ins Kinderzimmer und sieht den Max, einen Stoffhund im Arm ..., doch er schlummert nicht, noch nicht: Das Kind murmelt im Halbschlaf Zahlen. »Elf, zwölf, dreiunddreißig, neunundneunzig, hundert, tausend ...« Was bedeutet das? Morgens sitzt er auf der Bettkante seiner Mutter und begehrt, dass sie auf seinen Rücken mit dem Finger Zahlen male, die er dann flugs errät, ein schönes, doch auch rätselhaftes Spiel, jedenfalls um sechs Uhr in der Früh. Beim Frühstück

später, nicht nur bei irgendeinem Frühstück, sondern bei jedem Frühstück, stellt er Fragen, die etwa lauten: »Wie viel ist eins und null und fünf und tausend und null und neunundneunzig?« Abends, wenn ich das Märchen von Seite 94 vorlese, fragt er mitten im Satz: »Wie viel ist neun plus vier?« Lese ich die Geschichte von Seite 83, fragt er: »Wie viel ist acht plus drei?«

Was ist das? Wer ist dieser Junge? Eine Wiedergeburt von Adam Riese? Von Carl Friedrich Gauß? War in meiner Familie in früheren Generationen je ein Zahlen-Mystiker, ein Rechen-Schamane? Oder murmelt er Zauberformeln? Verkehrt er so mit außerirdischen Wesen, die ihm lauschen? Hat man uns den Abgesandten eines anderen Sterns ins Nest geschoben?

Wahrscheinlich ist er einfach fasziniert von Zahlen, von deren Magie, ihrer Aura. Buchstaben interessieren ihn nicht. Er hat gehört, Pippi Langstrumpf sei neun Jahre alt, und als wir mit dem Auto hinter der Buslinie neun herfahren, schreit er plötzlich: »So alt ist Pippi!«

Kein Ende des Rätsels. Neulich hat er einen Satz gesagt, den ich gern in Stein hauen würde: »Gottesdienst ist die höchste Zahl, aber die gibt es nicht mehr.«

Gottesdienst. Die höchste Zahl. Gibt es nicht mehr. Also doch: Er ist uns vom Jupitermond Ganymed geschickt worden. Ein UFO-Kid.

»Aber, Max, Gottesdienst ist keine Zahl.«

»Doch.«

»Wer hat denn das erzählt? War es Mike? Josef? Philipp? Petra?«

»Das weiß ich halt so.«

Weiß er halt so. Auf Ganymed weiß man so was halt so.

Am nächsten Tag sagt er: »Aber unselig ist noch größer als Gottesdienst.«

»Das heißt ›unzählig‹, Max.«

»Nein! Unselig.«

Was soll ich ihm sagen? Auf Ganymed lebt man in einer anderen

Bewusstseinsstufe als hier. Sie wissen dort alles über uns, wir nichts über sie. Er weiß mehr als ich. Viel mehr. Gottesdienst viel mehr. Unselig viel mehr.

• DER KLEINE ERZIEHUNGSBERATER 1991

Dieses Sich-die-Welt-einmal-ganz-anders-zu-erklären-als-Erwachsene-das-können ist ja wohl etwas, nach dem die meisten Leute sich sehr sehnen. Der Vorteil des Autors ist, dass er sich diese Sehnsucht gelegentlich mit einer Kolumne erfüllen kann. (Mehr vom *Kleinen Erziehungsberater* dann auf den Seiten 201 ff.)



WAR DER URKNALL EINE GUTE IDEE?

Letztlich bin ich nicht sicher, ob es eine gute Idee Gottes war, die Welt aus dem Urknall heraus entstehen zu lassen. Man hätte sich auch softere Methoden vorstellen können, ein Modellieren, bedächtiges Plastizieren, meinetwegen auch eine Art Backen von Planeten. Oder so etwas wie Bildhauerei oder wenigstens Töpfern. Aber er wird seine Gründe gehabt haben, und letztlich läuft es wohl darauf hinaus, dass der Herr es wahrscheinlich einfach geil fand, alles richtig krachen zu lassen. Man kann das ja verstehen und auch nachvollziehen; der eine lebt diesen Aspekt für sich nur Silvester auf der Terrasse aus, der andere mit kontrollierten Sprengungen von alten Weltkriegszwo-Bomben.

Übrigens glaube ich, dass der Schöpfer letztlich eben doch ein Mann war, keine Schöpferin. Eine Frau wäre anders vorgegangen, nicht so rabiat krachend. Eine Göttin hätte die Erde eher aus dem Gespräch heraus erschaffen.

Aber die Dinge sind, wie sie sind, und wir schlagen uns jetzt mit den Folgen herum. Das ganze Weltall ist ein einziges Herumge-

sausage von irgendwelchen Bruchstücken, die aus einem Urknallkörper hervorgegangen sind. Kürzlich las ich mit Interesse, der Mond sei entstanden, als ein etwa marsgroßer Himmelskörper namens Theia (der damals aber noch nicht so hieß, der Name kam erst später) mit dem Vorläufer unserer Erde kollidierte, wobei große Teile des Globus abgesprengt wurden, mit Theia-Bestandteilen verschmolzen und seitdem um die Rest-Erde kreisen, als »Mond« eben. Ich las auch, man müsse nur mal nach großem Regen einen Magneten in die Regenrinne halten, schon würden viele winzige Teilchen an ihm hängen, Meteoritenmaterial.

Problem nun: Wie schützen wir uns vor diesen Urknall-Resten? Ein zerberstender Meteorit über Tscheljabinsk, der Asteroid 2012 DA 14 rauschte neulich zum Greifen nah an uns vorbei – immerzu passiert irgendwas, und eines Tages wird gewiss ein Riesentrumm herunterballern und uns ein Ende bereiten, wie ein anderer Brocken einst die Dinosaurier auslöschte. Immer wieder heißt es, man solle solche Dinger brachial mit Atombomben aus der Bahn werfen (die Finanzierung wäre durch die Fernsehrechte gesichert), von Satelliten wegschubsen oder von Astronauten klein meißeln lassen. Auch gab es schon die Idee, der bayerische Innenminister könnte den einen oder anderen provozierenden Kleinplaneten mit gezielten Faustschlägen von seinem Weg abbringen.

Aber jetzt erfuhr ich von einem interessanten Vorschlag.

Es ist nämlich so: Tag für Tag wärmt die Sonne eine Seite eines Asteroiden auf, die andere kühlt ab. Da der Körper aber rotiert, dreht sich die warme Seite wieder von der Sonne weg, wird ihrerseits kühler und gibt Wärmestrahlung ab – das erzeugt eine Art winzigen Raketeneffekts. Man nennt ihn nach seinem Entdecker Iwan Ossipowitsch Jarkowski den Jarkowski-Effekt.

Könnte man den Asteroiden auf einer Seite weiß, auf der anderen schwarz anstreichen, würde die Intensität der Sonne verändert und damit der genannte Raketenschub. Das ganze Ding änderte

die Richtung, nur ein wenig, gewiss. Doch genug, um an der Erde vorbeizufliegen.

Sung Wook Paek vom *Massachusetts Institute of Technology* in Boston hat bereits vorgeschlagen, gefährliche Asteroiden mit entsprechenden Farbbehältern, *Paintballs*, zu beschießen. David Hyland von der Texas A&M University schlug mit Farbpulver geladene, auf Satelliten geschraubte Kanonen vor. Auch die Münchner Malerinnung arbeitet bereits an konstruktiven Vorschlägen, einige ihrer besten Kräfte stehen Pinsel bei Fuß.

Großartiger Gedanke: die Schöpfung dort, wo sie bedrohlich wird, einfach anmalen. Sanft umgestalten. Dem ganzen Geknalle auf ganz neue Art begegnen, sooo kreatiiv. Näheres im neuen Kurs-Programm der Volkshochschule Bad Schwübelbach. Wir sind auf dem richtigen Weg.

• DAS BESTE AUS ALLER WELT 2013



VOM SIEDELN UND BESIEDELTWERDEN

Wann endlich wird der erste Mensch auf dem Mars landen, der gerade von einem Roboter namens »Neugier« untersucht wird? Kürzlich las ich ein Interview mit Ulrich Walter, der 1993 mit der *Columbia* ins All flog: Er sagte, 2033 wäre ein gutes Jahr, Erde und Mars stünden dann günstig zueinander, aber vermutlich seien die Vorbereitungen dann noch nicht weit genug. Also werde es wohl 2050 werden.

Dieser Mars-Besuch ist ja ein etwas gruseliges Projekt, die Reise dauert Jahre, vielleicht kehrt der Reisende nie zurück, und wenn, dann hat er ein enormes Krebsrisiko, wegen der Strahlen. Walter sagte, der erste Mars-Mensch solle so um die sechzig sein, er brauche ja nicht viele Muskeln, müsse nur fit sein, und das Krebs-

risiko sei eben für einen älteren Menschen nicht so groß. Vermutlich wird es auf Helmut Schmidt hinauslaufen, denke ich. Oder die Inder? Sie wollen ja auch zum Mars und haben Yogis, die jahrelang aufs Atmen verzichten können, das ist auf dem Mars ganz praktisch. Vielleicht könnten sie auch ohne Raumschiff reisen? Oder sollten wir es ganz lassen? Ich glaube nicht. Solche Besiedlungsprojekte gehören zur Geschichte des Menschen, immer wieder hat er versucht, irgendwelche Gegenden zu besiedeln. Manchmal ist er gescheitert, wie zum Beispiel jetzt in der Mark Brandenburg, wo Menschen versucht haben, einen Flughafen zu bauen, aber das Projekt soll aufgegeben werden, wie man hört, die Mark Brandenburg ist einfach zu unwirtlich. Andere Vorhaben waren grandios erfolgreich. Zum Beispiel beginnt demnächst wieder die alljährliche Besiedlung der Münchner Theresienwiese, eigentlich ein unbewohnbares Gelände, das aber Jahr für Jahr wieder für zweieinhalb Wochen von der Menschheit neu erobert wird.

Übrigens las ich jetzt von einer Arbeit schwedischer Wissenschaftler, die untersucht haben, wie Pilze tote Baumstämme besiedeln, eine faszinierende Geschichte. Wenn man so einen toten Stamm im Wald sieht, ist er ja oft von Pilzen überwuchert, aber das sind nur *die* Pilze, die man sieht! Die Schweden haben Löcher in 38 Baumstämme gebohrt, haben das Material untersucht und dabei die DNA von jeweils bis zu 398 Pilzarten gefunden. Die sichtbaren Schwammerl sind also nur eine extrovertierte Minderheit, die weitaus meisten Pilze arbeiten im Dunkeln, und sie arbeiten auf verschiedenste Weise. Es gibt solche, die sozusagen Erstbewohner sind und den Boden für andere bereiten. Manche Pilzarten kommen gleichzeitig an, bekämpfen sich und müssen dann zu einer friedlichen Koexistenz finden. Bestimmte Pilze sind kooperativ, andere von kriegerischer Natur. Weitere Funghi sind sozusagen schlafend vorhanden, wachen aber erst auf, wenn ihre Zeit gekommen ist. Manche lieben frisches Holz, manche

kommen per Luft oder durch den Boden und machen sich erst an die Arbeit, wenn der Stamm schon hübsch vorgerottet ist. Gäbe es die Pilze nicht, wären unsere Wälder voll von totem Holz. So jedoch endet die Arbeit der Pilze letztlich mit der Vernichtung der eigenen Existenzgrundlage: dem Baum.

Man kann das, wenn man will, als hübsche Metapher für das Leben der Menschen sehen: Wenn unsere Arbeit getan ist, werden wir die Erde aufgegessen haben und zu einem anderen Planeten weiterziehen müssen. Andererseits sind wir ja nun mal keine Pilze, sondern verfügen über Intelligenz, die meisten von uns jedenfalls, na gut: einige wenige. Und, nebenbei gesagt, stellen wir ja selbst auch eine Art von Planeten dar, besiedelt von Milliarden Mikroben, guten Kleinstlebewesen, bösen Kleinstlebewesen, solchen, die wir brauchen, solchen, die wir bekämpfen müssen. Kommt ein Baby zur Welt, wird es zuerst von bestimmten Bakterien aufgesucht, solchen, die die Existenz anderer überhaupt erst ermöglichen – und dann geht es richtig los, das Leben.

Wir sind also Siedler und Besiedelte, Planeten und Eroberer von Planeten zugleich. Und warum sollte nicht, was wir als Weltall empfinden, nur das Innere eines toten Baumstamms sein, der vor einer Weile in einem sehr großen Wald von einem sehr großen Sturm umgerissen wurde?

• DAS BESTE AUS ALLER WELT 2012

Das Thema »Der Mensch und der Mars« wird weiter und intensiver behandelt in *Der Eingeweidefisch* auf Seite 248, aber weil wir gerade von Pilzen gesprochen haben: Interessant ist auch, was ich vor Jahren mal über einen Pilz namens *Ophiocordyceps unilateralis* gelesen habe. Dieser Pilz befällt eine Art von thailändischen Ross-Ameisen, dringt direkt zu den Nervenzellen der Tiere vor und manipuliert sie dermaßen, dass sie jeden eigenen Willen verlieren; sie tun nur noch, was der Pilz will, verlassen die Baumwipfel des tropischen Waldes, in denen sie leben, wandern nach unten und verbeißen sich dort in die Hauptader eines Blattes, an dessen Unterseite, immer an der gleichen Stelle.

Der Pilz hat unterdessen für eine Lähmung des Mundwerkes der Ameise gesorgt, das heißt, kaum hat das Tier ins Blatt gebissen, kann es nicht mehr loslassen, es bleibt ans Blatt geheftet – die Ameise stirbt. Das war des Pilzes Absicht. Denn hierhin, ans Blatt, in die Nähe des Waldbodens, wollte der Pilz, dort lebt er gerne und in Freuden, an diesem Ort kann er sich ausbreiten, Sporen bilden, ja, wie eine Antenne wächst er nun aus dem Kopf der Ameise heraus, ein entsetzliches Bild, dieser Kopfpilz auf der Ameisenleiche, die keinen anderen Sinn mehr hat, als den Parasitenpilz mit Nährstoffen zu versorgen.

Ich dachte, als ich das las: Was ausgeklügelte Besiedlungstaktiken angeht, könnte es sein, dass die Pilze dem Menschen gar nicht so weit hinterher sind, wie man gemeinhin denkt. Zumal mich das Foto der Ameise mit dem aus dem Kopf heraussprossenden Pilz an ein Bild des Nordkoreaners Kim Jong-il erinnerte, das ich mir kurz zuvor aus der Zeitung ausgeschnitten hatte. Man sieht auf dem Foto Kim mit einer Otterfellmütze, die tatsächlich wie ein pilzartiger Bewuchs seines Kopfes aussieht, als sei also Kim von einer Art Otterfellpilz befallen, der ihm befohlen hat, sich in das Land Nordkorea zu verbeißen, damit *Otterfelleiceps unilateralis* es aussaugen kann. Und das Interessante an dem Foto war aber nicht einmal, dass Kim Jong-il diese Mütze trug, sondern dass hinter ihm sein Sohn Kim Jong-un stand: mit exakt der gleichen Mütze auf dem Kopf, auch er ein Pilzwirt, dem Otterfell wehrlos ausgeliefert.



UND WIE MACHEN WIR JETZT WEITER?



Billy Wilder antwortete auf die Frage, wie man einen Film anfangen solle: »Mit einem Erdbeben beginnen, und dann langsam steigern.« So machen wir es jetzt mit diesem Buch. Denn es war natürlich Unsinn zu behaupten, der Weltraum sei das Größte. Es gibt etwas Größeres. Das ist Gott, wenn man an ihn glaubt. Oder es wäre Gott, wenn man an ihn glauben würde. Deshalb kommen nun drei Geschichten über Gott, oder sagen wir: über Götter.

DER MESSIAS-BESCHLEUNIGER

Was ich an der Menschheit mag: wie sie gleichzeitig nach Antworten auf die allergößten Fragen sucht, während sie der allerkleinsten Probleme nicht Herr wird.

Einerseits haben vor Kurzem 10.000 Techniker und Physiker aus sechzig Ländern im Genfer Teilchenbeschleuniger den Urknall nachgestellt, indem sie allerhand Protonen und derlei Kleinkram auf 300.000 Kilometer pro Sekunde beschleunigten (das ist 3.375.000 Mal mal so schnell wie Schumachers Auto in den schnellsten Momenten) und dann aufeinander zurasen ließen, damit sie zerplatzten und zu noch kleineren Teilchen wurden.

Andererseits ist das Ehepaar Martin, beide über achtzig Jahre alt, in den vergangenen acht Jahren in seiner Wohnung in Brooklyn fünfzig Mal von Einsatzkräften der New Yorker Polizei heimgesucht worden, weil im Jahr 2002 ihre Adresse zu Testzwecken in den Computer eingegeben wurde, nun aber nicht mehr daraus zu entfernen ist.

Einerseits sucht der Mensch also unter der Erde von Genf nach den allerkleinsten Welt-Partikeln, den sogenannten Higgs-Teilchen, sozusagen den Yetis der Physik: Man glaubt, dass es sie gibt, aber niemand hat sie je gesehen. Und er nähert sich dabei der göttlichen Gewalt, mit der die Welt einst geschaffen wurde.

Andererseits wäre das Ehepaar Martin froh, wenn es einen Gott gäbe, der nicht nur Higgs-Teilchen schüfe, sondern wenigstens ab und zu auch mal New Yorker Cops daran hinderte, morgens um sieben ein Martin'sches Wohnungsfenster zu zerbrechen, um mal wieder nach dem Rechten zu sehen.

Es geht halt nicht. Man muss die Welt, die Physiker, die Martins und die New Yorker Polizei nehmen, wie sie sind. Letztlich bestehen sie alle aus den gleichen winzig kleinen Teilchen, daran wird es liegen.

Übrigens ist neulich der Buchautor Raj Patel in eine ähnliche Endlosschleife des Lebens geraten wie die Martins, nur dass er von einem Tag auf den anderen von einer Sekte als Messias verehrt wird und nichts dagegen tun kann.

Patel erschien in einer amerikanischen Talkshow, um für sein neues Buch zu werben, wobei Details seines Lebenslaufes bekannt wurden: als Kind aus Indien nach London gekommen, dort aufgewachsen, ein kleiner Sprachfehler und eben ein Auftritt im Fernsehen. Genau an diesen Einzelheiten werde man dereinst den Messias erkennen, hatte Jahre zuvor der Gründer jener Sekte vorhergesagt, ein Schotte namens Benjamin Creme.

Und nun erscheinen Sektenmitglieder bei Patel, rufen ihn an, schicken ihm Post und verehren ihn. Dass er bestreitet, der Erlöser zu sein, nützt ihm wenig. Genau das hatte Benjamin Creme nämlich prophezeit: Der Messias werde bestreiten, der Messias zu sein. Auf sehr verblüffende Weise erinnert das an den Monty-Python-Film *Das Leben des Brian*, in dem eine Menschenmenge einen harmlosen Mann namens Brian für Gottes Sohn hält. Brian streitet das vor einer Menschenmenge ab, worauf eine Frau aus der Menge ruft, ja, genau, nur der wahrhaftige Messias leugne seine Göttlichkeit, worauf wiederum Brian ruft, na gut, dann sei er eben der Messias, worauf wiederum die Menge jauchzt: »Er ist der Messias!«

Was lernen wir daraus? Einerseits: Raj Patel hat keine Chance. Andererseits: Jeder von uns kann jederzeit und überall zum Erlöser zumindest einer kleineren Glaubensgemeinde werden, es sei denn, er träte nie im Fernsehen auf, aber wer tut das schon, heutzutage?

Den spektakulärsten Lebenslauf in dieser Hinsicht hat der 35 Jahre alte Engländer Steve Cooper. Er war bis Ende 2006 in London arbeitslos gemeldet, seitdem aber lebt er in Indien, wo man ihn (er sieht ein wenig feminin aus) als eine Art Fruchtbarkeitsgöttin verehrt. Eine weitere Lebenswegstrecke legte selten ein Mensch zurück.

Interessant wird sein, wie das Londoner Arbeitsamt, sollte Cooper je dorthin zurückkehren, mit dessen Antwort auf die Frage nach seiner letzten Beschäftigung umgeht. • DAS BESTE AUS ALLER WELT 2010

Diese Higgs-Bosone nennt man übrigens auch »Gottesteilchen«, ein Begriff, der von Leon Lederman stammt. 2012 wurde eines der winzigen Dinger in Genf tatsächlich nachgewiesen. Ich habe jetzt auch eines in meinem Arbeitszimmer gefunden und bewahre es in einer kleinen Schatulle auf, damit es nicht fliehen kann. Man kann das Teilchen nicht sehen, aber es ist ein schönes Gefühl zu wissen, dass es da ist. Irgendwie schreibe ich auch schneller, seit ich weiß, es ist im Raum. Aber das kann Einbildung sein.

Jedenfalls hatte Lederman das Boson zunächst »gottverdammtes Teilchen« genannt, weil es sich nicht finden ließ; erst bei der Arbeit an seinem Buch *The God Particle* wurde der heutige Begriff gefunden. Dieser Lederman ist Nobelpreisträger für Physik und 2012 neunzig Jahre alt geworden. Es gibt ein Video, auf dem er hinter einem kleinen Falttisch an einer Straßenecke in New York (oder ist es Chicago?) sitzt, neben sich ein handgemaltes Pappschild: »Fragen Sie einen Physik-Nobelpreisträger!« Hinreißende Idee, oder? Dass einer der besten Köpfe irgendwo sitzt und Fragen beantwortet? Einfach so. Warum geschieht das nicht öfter? Wir leben in einer Zeit, die niemand von uns wirklich versteht, alles ist viel zu kompliziert - und dann kommt man aus der U-Bahn, und einer sitzt an der Ecke und weiß Bescheid, ohne Facebook-Tralala vorher, ohne Ankündigung in der Zeitung. Kostenlos.

Mehr über den Messias finden Sie in *Das Pechtropfenexperiment* auf Seite 281



DIE BRÜCKE AM SPEI

Manchmal stelle ich mir eine Kneipe vor, in der sich alle Götter treffen, an die niemand mehr glaubt.

Thor zum Beispiel, der Donnergewaltige der Altnordischen, der

einen Hammer namens Mjöllnir besaß, mit dem er Blitze schleuderte und die Erde erbeben ließ; jetzt nagelt er mit Mjöllnir höchstens mal müde ein Bild an die Wand, falls der Wirt es wünscht. Oder Heimdall, der Gott allen Anfangs und damit auch des Morgenlichts, goldene Zähne hatte er und ritt auf einem Ross namens Golltopp. Was für ein Frust muss das sein, am Stammtisch zu sitzen und nichts mehr bestimmen zu können, bloß weil die Leute beschlossen haben, an wen anders zu glauben oder an gar nüscht mehr.

Was ist schon ein Umzug von Schloss Bellevue nach Großburgwedel gegen einen solchen Fall?

Hier sitzt man, trinkt im *Götter-Eck* sein *Götter-Export*, hat nicht groß was zu tun und redet von den alten Zeiten. Zeus schaut rein, nimmt einen Ouzo und prahlt mit Frauengeschichten. Täte er das draußen auf der Straße, würde man ihn unter Amtsbetreuung stellen oder auch nur sagen, ach, lass ihn doch, den alten Griechen, kennt ihr ihn nicht mehr aus Gustav Schwabs schönen Geschichten? Er war wirklich ein Großer, fragt mal Otto Rehhagel! Hier drin ruft Zeus mit schwerer Zunge, wenn von den Leuten noch mal einer über ihn lache, werde er denjenigen an ein Gebirge schmieden wie einst Prometheus an den Kaukasus und ein Adler werde täglich von seiner Leber fressen.

Entschuldigen Sie, so was stellt man sich eben vor, wenn man hier sitzt, und die Gedanken drehen ihre Runden: Götter, die mal ein Riesenleben hatten, nur weil andere an sie glaubten, und nun können sie froh sein, wenn einer ihnen noch ein Bier zapft oder eben einen Ouzo hinstellt. Und das Geld dafür verdienen sie sich mit Zeitungsaustragen oder Pfandflaschensammeln, in alle Ewigkeit, denn Götter sind nun mal unsterblich.

Wer weiß schon, ob der Alte, der einem die Werbezettel vom Pizzaservice in den Briefkasten schmeißt, nicht mal im Himmel für den Morgentau zuständig war oder für die Verwaltung der Hagelkörner oder für die Elfenschulungen?!

Aus Kalkutta meldete BBC vor einer Weile, dort gebe es eine alte Brücke, die Rabindra-Brücke: eine Stahlkonstruktion, die seit 1943 in Dienst ist, den Hugli (einen Mündungsarm des Ganges) überspannt und so die Städte Haora und Kalkutta miteinander verbindet. Soweit ich weiß, handelt es sich um eine der am intensivsten frequentierten Brücken der Welt, ein Monument der ausgehenden britischen Kolonialzeit. Täglich wird sie von einer halben Million Fußgängern benutzt, von den vielen Autos und Tausenden von Kühen mal ganz abgesehen.

Das Problem aber sind die Fußgänger, denn sie kauen Gutka, eine Mischung aus Betelnüssen, Tabak und Wasweißsichnochalem, und wenn sie über die Brücke gehen, spucken sie zur Seite, treffen nicht selten mit ihrem Herausgespritzten den Brückenstahl – und der korrodiert unter den steten Tropfen vor sich hin, so sehr, dass innerhalb von drei Jahren die Hälfte des Metalls zu Rost wurde.

Dies meldete, wie gesagt, BBC.

Was aber geschieht nun mit der Brücke am Spei? Was fällt Ingenieuren ein, um ein solches Monument zu schützen?

Maßnahme eins, sagen die Techniker: Man ummantele die Brücke in ihren rostbedrohten Teilen mit spuckeabweisendem Kunststoff.

Maßnahme zwei (und das ist nun wahrhaft erstaunlich): Man solle, auch dies teilte BBC mit, die Fußgänger darauf hinweisen, dass »die Götter« es nicht gerne sähen, wenn man die Rabindra-Brücke, die übrigens nach dem Dichter, Philosophen und Nobelpreisträger Rabindranath Tagore benannt wurde, bespucke.

Dazu habe ich zwei Anmerkungen.

Erstens: Gibt es neuerdings im Ingenieurstudium Hauptseminare mit dem Titel »Brückenschutz mit Gottes Hilfe«? Zweitens: Kann sich jemand vorstellen, welches Hallo diese Nachricht auslösen wird, wenn sie erst das *Götter-Eck* erreicht?

Falls Sie mit dem Wort »Großburgwedel« nichts mehr anfangen können: Dort steht das Haus, das Christian Wulff zusammen mit seiner damaligen Frau Bettina bewohnte und in das er zog, als er von seinem letzten Amt zurückgetreten war. Falls Sie jetzt nicht mehr wissen, wer Christian Wulff ist und welches Amt er bekleidete, wenden Sie sich bitte vertrauensvoll an das Internet oder das nächste Zeitungsarchiv.



NATURKRAFT, HACKE-KRAFT

Bisweilen frage ich mich, warum ich zur Schule ging. Was ist mir geblieben von damals, was habe ich mir gemerkt?

Kürzlich las ich zum Beispiel, Forscher hätten »eine neue Naturkraft« entdeckt, »eine fünfte Naturkraft«.

Was waren noch mal die anderen vier?

Schüler Hacke? Die anderen vier!? Heraus damit!

Feuer, Wasser, Erde, Luft, Herr Lehrer.

Setzen, Dummkopf! Das sind die vier Elemente. Du da hinten, was machst du da?

Ich guhgele, Herr Lehrer.

Wie oft habe ich euch gesagt, ihr sollt nicht guhgehn?! Was hast du herausgefunden?

Es gibt die Bäckerei »Naturkraft« in Detmold, eine Natur-Kraft-Heilpraktikerin in Unterschleißheim, die Firma »Naturkraft« für Forstdienstleistungen in Thüringen sowie das Album *Naturkraft* der Ein-Mann-Band Horn. Außerdem gibt es den Schauspieler Ed Harris, aber er ist keine Naturkraft, sondern eine Kraftnatur, das stand in der *Berliner Zeitung online*.

Unsinn, weg mit dem Geguhgel! Schreibt mit, die vier Naturkräfte sind: die starke Kernkraft, sie sorgt für den Zusammenhalt der Atome, die schwache Kernkraft, die für radioaktive Zerfallspro-

zesse von Bedeutung ist, die Gravitation und die elektromagnetische Wechselwirkung.

Nie gehört. Ich habe Abitur, ich bin Akademiker, ich lese jeden Tag die Zeitung, meine Schläfen sind grau – aber ich habe nie von diesen vier Naturkräften gehört! Dabei sind die Physiker in heller Aufregung wegen der fünften Naturkraft, manche haben richtig Angst vor der Gewalt ihres Fundes. Ich jedoch lese den Artikel über die Entdeckung und verstehe nicht mal, was diese fünfte Naturkraft sein soll, es hat was mit Masse und Energie zu tun, Protonen, Antiprotonen, Higgs-Bosonen und mit den großen Teilchenbeschleunigern auf der Welt, in Genf, ja, ja ...

Manchmal sehne ich mich nach Zeiten, in denen es darum ging, ob die Erde eine Scheibe sei oder eine Kugel, das hatte etwas Fassbares, da konnte man mitreden. Aber jetzt? Hat nicht Douglas Adams geschrieben, es gebe eine Theorie, wonach das Universum in dem Augenblick, in dem jemand entdecke, wozu es da sei, auf der Stelle verschwinde und durch etwas noch Bizarreres und Unbegreiflicheres ersetzt werde? Und dass es eine andere Theorie gebe, wonach das schon passiert sei?

Wir rennen immer nur hinterher. Wenn die Physiker ein winzig kleines Teilchen entdeckt haben, werden sie darin noch kleinere Teilchen entdecken, und haben sie mal den Urknall enträtselt, werden sie herausfinden, dass der Urknall durch einen Ururknall ausgelöst wurde.

Es ist sinnlos, aber wir tun alles trotzdem. Ich gehe zur Schule und vergesse, was ich gelernt habe. Ich lese ein Buch und vergesse, was drinstand. Ich höre einen Song und vergesse seinen Inhalt, ja, ich werde vergessen, dass ich ihn überhaupt je gehört habe.

Das Vergessen ist auch eine Naturkraft, glaube ich. Hier sind meine vier Naturkräfte: das Vergessen, das Nicht-Kapieren, das Trotzdem-Tun und das Drüber-Lachen. Mit ihnen bin ich durchs Leben gekommen bis jetzt, da wird es für den Rest auch

reichen – und wenn nicht, werden die Forscher vielleicht eine fünfte Hacke-Kraft entdecken.

Übrigens bin ich der Ansicht, dass die ganze Welt nach diesen Prinzipien konstruiert wurde. Ich vermute, dass unser Universum seinerzeit an der Götterschule von einem nicht besonders begabten Gottesschüler entworfen wurde, der damit in der Prüfung aber durchfiel und dann sein Werk in einer Schublade verstaute, weil er heiteren Sinnes im Park spielen ging. In dieser Schublade leben wir, ratlos, eifrig und voller Sehnsucht nach dem Gott, der uns vergaß.

Es gibt anderswo viel bessere Universen von viel klügeren Göttern, aber wir kennen sie nicht und werden sie nie kennenlernen, da können unsere Forscher sich zerforschen, soviel sie wollen. Schade irgendwie. Aber anscheinend nicht zu ändern.

• DAS BESTE AUS ALLER WELT 2011

Das mit der fünften Naturkraft hat sich übrigens, wenn ich alles richtig verstanden habe, später als Irrtum herausgestellt, aber das tut der Kolumne eigentlich keinen Abbruch, finde ich. Interessenten für das Thema »Schubladen« seien zur intensiveren Befassung auf den weiterführenden Text *Und drei Thesen über Schubladen* auf Seite 472 verwiesen.

JETZT MAL WAS GANZ ANDERES: TOP TWENTY, DIE ERSTEN ZEHN



Ich habe in den vergangenen 25 Jahren ungefähr 1.500 Lesungen gehabt, pro Lesung habe ich im Durchschnitt (neben anderen Geschichten aus den jeweils neuesten Büchern) so zehn bis 15 Kolumnen vorgetragen, sagen wir der Einfachheit halber: zwölf. Das wären 18.000 Kolumnen, viele natürlich doppelt, dreimal, hundertmal. Und aus diesen vielen Kolumnen habe ich die zwanzig Geschichten ausgesucht, die bei den Hörern am erfolgreichsten waren, wobei man sich natürlich schon fragen darf, woran man eigentlich den Erfolg einer Geschichte misst. An der Qualität der Gedanken, die im Hirn des Hörers ausgelöst werden? Am Grad seiner Aufmerksamkeit? An der Intensität seines Seufzens?

Tja.

Sagen wir in diesem Fall und einfach, damit wir weiterkommen: Ich habe es am Lachen des Publikums gemessen, ja, ganz simpel: am Lachen. Dazu gibt es noch ein paar grundsätzliche Worte auf Seite 239, aber das können Sie ruhig später lesen. Hier ist sie: die Hitparade der zwanzig beliebtesten Kolumnen, wir beginnen mit den ersten zehn, genauere Platzierungen der Texte gibt es nicht, das bleibt den Lesern überlassen.

EINE PLÖTZLICHE ERKRANKUNG

Manchmal begegnet einem ein schönes, unbekanntes Wort so unverhofft, wie man bei einem Spaziergang durch den Dschungel vielleicht plötzlich einem seltenen und schillernd bunten Schmetterling gegenübersteht.

So geschah es mir, als ich vom Mittagessen in mein Büro zurückkehrte und ein Eilt!-Eilt!-Fax auf meinem Schreibtisch vorfand, abgesandt vom Sekretär des Herrn O., eines berühmten und bedeutenden Mannes, mit dem ich am nächsten Morgen verabredet war. Herr O., teilte mir sein Sekretär mit, könne unseren Termin leider nicht einhalten – und zwar »wegen einer plötzlichen Erkrankung«.

Fassungslos bedachte ich das Schicksal des O., welches so unerwartet über ihn hereingebrochen war. Eine Erkrankung! Schlimm wäre ja schon eine unvorhergesehene Erkrankung gewesen. Aber eine Erkrankung? Das klang wie etwas Unheilbares, Nichtwieder rückgängigmachendes.

Ich stellte mir vor, wie O. noch sein Frühstück gemeinsam mit der Ehefrau verzehrte, die Hand mit der Marmeladensemmel zum Mund führte ... Wie aber dann im Laufe des Vormittags aus eben dieser Hand und dem dazugehörigen Arm ein Tentakel wurde mit Saugnapfen sonder Zahl, wie auch der andere Arm sowie die Beine sich in Fangarme verwandelten, wie der Mund zu einem Schnabel wurde, der ganze O. zu einem schleimig-weichen Polypen, ein erkrankter Mann, der seine Umgebung anstarrt »mit seinen hasserfüllten, menschenähnlichen Augen, während seine pneumatische Haut von Grau zu Violett wechselt, seine Saugorgane auf- und zuklappen, aus seinem Maul Wasserstrahlen sprudeln«, getreu Vilém Flussers Krakenbeschreibung in seinem Buch *Vampyroteuthis infernalis*.

Gut, dass man die Verabredung noch abgesagt hatte, dachte ich,

sonst hättest du mit ihm kämpfen müssen, wie einst die Besatzung der *Nautilus* in Jules Vernes *20.000 Meilen unter dem Meer* mit dem Kalmar kämpfen musste. Oder du wärst von ihm verzehrt worden wie Odysseus' Freunde von der zwölffüßigen, sechsköpfigen Skylla verzehrt wurden, »das Ärgste von allem, was je meine Augen gesehen«, berichtete Odysseus.

Dann dachte ich an Alfred Polgars Geschichte über das Urich. Polgar blieb einmal beim flüchtigen Zeitunglesen an einem Satzstück hängen, das lautete: »... so spürt das Urich sich seiner übermächtigen Leidenschaften beraubt ...« Gleich trat vor sein inneres Auge ein gewaltiges, elefantengroßes Urich mit langem, drahtigem Schweif, den es benutzte, sich selbst die Flanken zu peitschen, ein Tier mit scharfem Gebiss und tückischen Augen, gewöhnt, seine übermächtigen Leidenschaften an Hirschkuh und Gazelle, ja selbst an Löwinnen auszutoben. Nun aber schrie dieses Tier in des Autors Träumen immerzu jammervoll, es fühle sich seiner übermächtigen Leidenschaften beraubt.

Dann las Polgar den Zeitungsartikel noch einmal und entdeckte, dass dort nicht von einem Urich, sondern vom Ur-Ich die Rede gewesen war, dem reinen, der menschlichen Natur eingepflanzten Ego.

Ich nahm mir meinerseits den Faxbrief ein zweites Mal vor, sah aber, dass ich mich keineswegs verlesen hatte. Zwar hatte der Sekretär möglicherweise von der »Erkrankung« des O. Mitteilung machen wollen, geschrieben hatte er indes eindeutig »Erkrankung«. Und so sandte ich O. meine besten Wünsche an sein Krakenlager. Mit ein bisschen Krakengymnastik und einer guten Krakenversicherung werde alles schon wieder werden, schrieb ich. Aber ich weiß bis heute nicht, ob er sich wieder entkrakt hat. Weder O. noch sein Sekretär haben sich nach meinem Brief je bei mir gemeldet.

Diese Geschichte hat übrigens eine Fortsetzung, denn zwar hat sich Herr O. nie gemeldet, auch nicht sein Sekretär, hingegen ein Leser. Sehen Sie dazu bitte *Der Krake Mario* auf Seite 114. Und es gibt einen anderen Leser, der mir nach dieser Geschichte schrieb, weil er einen Brief bekommen hatte, der vom Absender folgendermaßen unterzeichnet war: Nach Diktat vereist.



SIE SIND JA SOOO WICHTIG!

Sie hatte Locken, goldrot wie Kirschholz, ein schmales, klares Gesicht, Augen dunkelgrün. Als sie mir nach der Lesung das Buch zum Signieren hinlegte, sah sie mich länger an, als ich es gewohnt bin, wenn man mir ein Buch zum Signieren hinlegt. Ich beugte mich betäubt über die Seite und schrieb meinen Namen. An die Stelle, an die das Datum kommt, setzte ich meine Handynummer. Klappte das Buch zu, gab es ihr zurück.

Als ich das Exemplar des Nächsten in der Schlange signierte, dachte ich: Handynummer! Plumper ging's nicht, was? Wie der stumpfsinnigste Immobilien-Typ! »Sie sind schön, ich bin verwirrt, ich habe meinen Namen vergessen«, hätte ich schreiben sollen, dann die Nummer. Was für eine peinliche Scheiße! Wo ist sie? Muss ihr das Buch wegnehmen.

Sie war verschwunden.

Ein paar Tage später war ich mit Paola abends in der Stadt.

»Wir haben nichts zu essen daheim«, sagte sie. Wir standen vorm Dallmayr und gingen hinein. Der Laden war brechend voll. Am Marmeladenregal klingelte das Handy.

»Ich wollte die Nummer im Buch ausprobieren«, sagte eine rot-haarige Stimme.

Ich drehte mich um. »Hallooo ...«, telefonierte ich ins Marmeladenregal hinein.

